

Die schottische Suppenprobe.

Von Wilhelm Müller.

„Ich wünschte, ich wäre ihn los Mama; er wird mir mit jedem Tage unentraglicher!“

„Also Du willst ihn wirklich und wahrhaftig nicht, mein Kind? — Er ist jung, leidlich hübsch, hat nette Manieren und scheint ein guter Mensch zu sein.“

„Aber er ist ein armer, ein armer, ein armer Mensch! Ich erkenne alle seine Vorzüge an; dessenungeachtet vermag ich nicht, mich für ihn zu erwärmen und langweilige mich in seiner Gesellschaft noch zu Tod.“

„Nun, warum giebst Du ihm denn nicht den Laufpaß?“

„Ja, das ist eben das Schwierige bei der Sache. Er weicht mir nicht von der Seite, schmachtet mich in allen Tonarten an, aber nie rückt er mit einer Erklärung heraus, auf welche ich ihm sagen könnte, daß mir seine Nähe unaußsöhnlich ist und ich lieber einen Eskimo heirathen möchte, als ihn.“

„Du wirst mir also dankbar, kleine Schwägerin, wenn ich Deinen Galan veranlassen würde, seine Aufmerksamkeit einer anderen Schönen zuzuwenden?“

„Verehren, anbeten, vergöttern wollte ich Dich, Edwin! Aber — um Alles in der Welt möchte ich nicht, daß Du den sanften Jüngling rücksichtslos behandelst oder gar beleidigst — denn das hat der treue Herkules nicht um mich verdient.“

„Mache Dir keine Sorgen, Emma — ich habe viel zu aufregendes Mitleid mit dem Jüngling, als daß ich ihn kränken könnte! Ich werde vielmehr den Boden mit Dornen bestreuen, daß er so sanft als möglich aus seinem Jochmann fällt. Ich hab' mal irgendwo eine ehrentwürdige Schürze gesehen, die mir einen trefflichen Wink zu enthalten scheint über die Art, wie man Deinen schmachtenden Schatz am besten zum Abschiednehmen bringt. Und da ich der Operationsplan jetzt mit der Mama besprechen muß, so ersuche ich Dich freundlichst, uns ein Klein wenig allein zu lassen.“

„Und warum darf ich nicht bei dem Kriegerstube zugegen sein?“

„Weil Du im Besitze des Geheimnisses den sanften Liebhaber nicht mehr anschauen könntest, ohne Dich vor Wachen zu schüteln und hierdurch das Gelingen unseres Planes gefährden würdest. Also — abia!“

„Miß Emma verließ das Zimmer, und ihre Mama, die vermittelte Mrs. Streit, hatte eine lange Unterredung mit ihrem Schwiegersohn, die von der würdigen Dame oft mit Ausrufen wie: „Ach nein! Es geht nicht — ich werde meinen Ernst nicht behaupten können — er wird es merken!“ unterbrochen, trotz aller Beseden jedoch zum beschließenden Abschied gebracht wurde. Am Abend desselben Tages traf Edwin Harris, einer der fünf Schwägerkinder der Mrs. Streit, den unglücklichen Liebhaber, Joel Binstot, v n dem wir bereits erfahren haben, daß er sich ohne Erfolg um die Gunst Emma's der sechsten und jüngsten Tochter der würdigen Witwe bewarb, in der Loge.

„Kommt mir sehr erwünscht, daß ich Sie sehe, Harris.“ sagte Binstot nach der Beisehung zu seinem Logenbruder: „ich habe etwas auf dem Herzen und möchte Sie um Rath fragen.“

„Wenn ich Ihnen dienen kann, geschieht es gern; also erleichtern Sie sich, Verehrtester!“

„Sie wissen, daß ich Ihrem Beispiel folgen und eine der Streit'schen Töchter als Frau heimführen möchte.“

„Ich weiß es allerdings, aber Emma nicht; warum haben Sie es ihr nicht schon längst gesagt?“

„Verstuch hab' ich's hundertmal; allein es ging nicht. Wenn ich einen Anlauf nahm, schloß ich immer, als ob mit ein Riesenloch in der Kugel stede. Jetzt sind jedoch Ereignisse eingetreten, welche mich zwingen, in der Sache zu handeln. Sie wissen, daß ich als Buchhalter bei Ries und Co. eine angenehme und einträgliche Stelle habe und einer Frau ein hübsches Heim bieten könnte. Wenn aber Miß Emma nicht die Meine werden will, ist mir der Aufenthalt in dieser Stadt, wo ich sie sehe und ihr begegne, gründlich verleidet. Nun hat mir gestern eine solide New Yorker Firma angeboten, ich solle unter sehr günstigen Bedingungen als Partner in das Geschäft eintreten. Deshalb will ich mit Miß Emma in's Reine kommen; nimmt sie mich, so bleibe ich hier, vermahnt sie mich, so nehme ich das New-Yorker Anerbieten an.“

„Nun da gehen Sie doch gleich zu Streit's und halten um die Hand meiner kleinen Schwägerin an.“

„Ich schwöre Ihnen, ich habe selten einen besser zubereiteten Braten gegessen.“ entgegnete er, und obgleich es ihm beinahe äbel wurde, würgte er krausphig das verbrannte Zeug hinunter.

„Oh, hier kommt der Reis-Budding!“ bemerkte die Dame vom Hause, indem sie die Schüssel aus den Händen der Aufwärterin nahm und ihrem Gaste davon auf einem kleineren Teller ausstellte. Er kostete — und diesmal machte er denn doch ein entschieden vortheilhaftes Gesicht, denn der Reis-Budding war gleichfalls angebrannt.

„So weit hätte sie ihre Prüfungswuth wahrhaftig nicht zu treiben brauchen.“ murmelte er leise, „mein Magen fängt an zu rebelliren, und ich werde mir sicher die tödtlichste Verdauungsbeschwerlichkeit an dem Zeuge holen.“

„Oeffnen Sie doch die Augen, mit unvergleichlichem Heroismus von dem Gerichte zu gehen.“

„Es ist um Verzeihung, so gar der Budding ist angebrannt!“ rief Mrs. Streit, „essen Sie doch diesen abgewaschenen Reis, oder wollen Sie vielleicht an Ende gar behaupten, daß auch dieses Gericht nicht mißrathen sei?“

Es war der kritischste Augenblick im Leben Joel Binstot's. Die alte Dame schaute ihm mit so durchbohrenden Blicken an, daß er nicht wußte, ob er seine Latzkleid anziehen, oder seinem bisherigen Verfahren treu bleiben und seinen Widerpruch fortsetzen sollte. Er zögerte ein wenig, dann aber sagte er sich: „Sicherlich ist dies nur eine Falle, welche meine Schwägerin in spe mir stellt; doch ich lasse mich nicht fangen, je größerer Selbstüberwindung ich an den Tag lege, desto fester darf ich auf Erfolg rechnen, und mit erhabener Stimme und heftig leuchtenden Augen rief er: „Mrs. Streit, dieser Budding ist ohne Fehl und Mangel. Er ist das vollendetste Produkt, welches jemals aus Ihrer Küche hervorgeht!“

„In der That?“ bemerkte die Wittbin lächelnd, aber mit einem spöttischen Zug um den Mund, indem sie ihrem Gaste Obst anbot, sich selber bediente und das Gespräch mit einem Male auf einen anderen Gegenstand brachte. Nachdem das Mahl beendet war, geleitete sie Binstot wieder in den Parlor und nach einigen einleitenden Bemerkungen glaubte dieser den richtigen Zeitpunkt gekommen, um seinem Herzen Luft zu machen.

„Mrs. Streit,“ begann er mit bedenklicher Stimme, „Sie haben sicherlich schon längst bemerkt, daß mir Ihre Tochter nicht gleichgültig ist, und ich erlaube mir heute, um die Hand derselben anzuhalten und bitte Sie, meine Werbung bei Miß Emma zu unterstützen.“

„Mrs. Streit zögerte einen Augenblick, dann antwortete sie mit ernstem Tone: „Mr. Binstot, ich fühle mich durch Ihren Antrag geehrt; zu meinem Bedauern muß ich Ihnen jedoch eine abschlägige Antwort geben.“

„Wie? was?“ erwiderte der Freier mit grenzenlosem Staunen, „Sie weisen mich ab? Nicht möglich!“ Seine Schätzerneheit war plötzlich verschwunden, und wie ein Mann, der sich in seinem großen Ansehen bedroht und um einen sauer verdienten Lohn betrogen sieht, rief er voll Entrüstung: „Das kann nicht Ihr Ernst sein, Mrs. Streit, überlegen Sie wohl, was Sie sagen.“

„Ich finde Sie höchst sonderbar,“ entgegnete die Wittve, „ich habe wohl überlegt, was ich spreche.“

„Aber ich habe doch nicht allein die verbrannte Suppe ohne Murren gegessen, nein, ich würgte auch den Braten und die Kartoffeln, die kaum genießbar waren, hinunter, ja sogar den verfluchten Reis, der scheinlich schmeckt, ich lang ich lächelnd hinauf! Was verlangen Sie denn eigentlich von einem Schwiegersohn, wenn das nicht genug war?“

„Zu viel haben Sie geleistet, mein Herr, und gerade deshalb muß ich Ihren Antrag ablehnen. Ein Mann, der von einer verbrannten Suppe kein Aufgebens macht, ist rücksichtslos und wird seine Frau hart behandeln. Wer sich aber außerdem verordnen Braten und Brenzlingen Budding vorsetzen läßt und hinunterwürgt, ohne darüber ein Wort zu verlieren, der ist überhaupt kein Mann, sondern hat weder eine eigene Meinung, noch einen eigenen Willen, und ein Gatte solcher Art ist für meine Tochter keineswegs eine passende Wahl und — damit möchte ich unsere Unterredung über diesen Gegenstand abgehehen lassen.“

Dem abgewiesenen Freier wich alles Blut aus dem Gesichte; er wollte noch eine Entschuldigunng stötern, vermochte jedoch kein Wort mehr hervorzubringen. Er verbeugte sich deshalb flüchtig, verließ die Stadttreppe seiner süßen Hoffnungen und taumelte gebeugt und zerschmettert durch das nächtliche Dunkel. Wüßiglich stieß er gegen Jemanden, schaute auf und sah Harris vor sich. Beim Anblick desselben loderte sein Gemüth auf's Neue empor; in einem plötzlichen Wuthausbruch sagte er den Erlauntem am Krage, schüttelte ihn mit aller Macht und rief: „Sie Glender, Sie Verräther, Sie sind an allem Schuld! Sie haben bloß von der Suppenprobe gesprochen und nichts vom verbrannten Braten und Budding gesagt, welche die Werber in jenem verfluchten Hause vorgelegt bekommen, und deshalb hat mich die Alte abgewiesen.“

„Ich verstehe Sie nicht, Binstot; erklären Sie sich deutlicher,“ sprach Harris mit erbeugtem Erlaunen. Der unglückliche Freier theilte ihm unter Flüchen und Vermählungen den Vorgang des Abends mit und schloß mit den Worten: „Natürlich werde ich jetzt die Stadt verlassen, das heißt, wenn ich die Unverantwortlichkeit überlebe, die mir dieses niederträchtige verbrannte Zeug verursacht wird.“

„Ich schwöre Ihnen,“ bemerkte Harris, „daß ich bei meiner Werbung um die Suppenprobe zu bestehen hatte. Aber ich denke, meine geschätzte Schwägerin ist mit mir nicht ganz zufrieden;“

um nun bei der Wahl eines Mannes für ihre Jüngste ganz sicher zu gehen, erlamm sie eine weitere Variante in der Prüfung und der fand Sie leider zum Opfer gefallen.“

Der Teufel hole Sie, Ihre geschätzte Schwägerin und die gesammte Streit'sche Familie und füttere Sie und die Andern mit verbrannter Hölle, bis sie als schleimende Dystrophie ihre Tage beschließen!“ Mit diesem frommen Wunsch küßte Joel Binstot in seine Wohnung, nach einigen Tagen verließ er die Stadt, siedelte nach New York über und vergaß als Theilhaber eines blühenden Geschäftes bald seine werthwürdige Werbung und die vorhergehende Suppenprobe. Eine Eigenheit aber blieb ihm anhaften bis an's Ende seiner Tage — irgend ein brennlicher Geruch vermochte ihn seiner guten Laune zu berauben und in nervöse Aufregung zu versetzen; wagte aber Jemand, ihm ein angebranntes Gericht anzubringen, dann geriet er in furchtbare Wuth, worin seinen Wirth ein grimmiges Blick zu und suchte unter dem Vorwand des plötzlichen Unwohlseins, sogleich das Weite.

Der Sanitätsrath.

Von Dr. Karl Haber.

Es war um Mitternacht. Tiefe Stille herrschte in dem einfach eingerichteten Zimmer. Ein mildes Licht leuchtete die Wände und die Möbel an und ließ die einzelnen Gegenstände klar und deutlich hervortreten. Der Sanitätsrath sah vor dem Bette seiner schwermüthigen Tochter. Das junge Mädchen schien zu schlummern; sanft, kaum merklich hob und senkte sich die Braut. Blonde lockige Haare umrahmten das schöne marmorblassige Antlitz und fielen in langen Wellen bis auf die Schultern herab. Joelbe war das einzige Kind des alten Mannes, der Sonnenschein seines Hauses, seitdem die Gattin und Mutter einer heftigen Krankheit erlegen war. Mit sorgenvollen Blicken beobachtete der Vater das Gesicht seines Kindes. Zuweilen schloß er nach dem Pulse oder legte fühlende Compressen auf die Stirne der Sterbenden. Er wußte als erfahrener Arzt, daß keine Menschenkraft mehr zu helfen im Stande war. Da wurde plötzlich die Hausthüre gezeugen. Schritte klangen drinnen und drinnen der Kranken. Der Sanitätsrath schreie empor und erhob sich. Nach Verlauf einiger Minuten schon trat eine ältere Frau, die Schaffnerin des Hauses, leisen Schrittes in das Zimmer. „Was gibt es, Vertha?“ fragte der Sanitätsrath mit gedämpfter Stimme. „Es war ein armer Mann da, ein Arbeiter, wie es schien, und bat, Sie möchten zu seiner Frau kommen, die in Kindesnöthen liege. Ich habe ihn aber abgewiesen und gesagt, Sie könnten von Ihrer todtkranken Tochter nicht fort; Sie lägen oben im Krankenzimmer. Da ist der Mann wieder gegangen. Er will keine anderen Arzt suchen.“ Die armen Leute gingen an lieblich zu dem Sanitätsrath; sie wußten, daß sie hier immer eine offene Hand und ein warmes Herz fanden. Der Sanitätsrath nickte seiner Haushälterin mit dankbaren Blicken zu und setzte sich wieder an das Krankenzimmer seines Kindes. Eine ehrsüchtige gebietende Erscheinung; das Haar silberweiß; Stirn und Wangen tief gefurcht. Es lag ein Zug von Wehmuth und sanfter Trauer auf dem ganzen Gesicht, aber aus den klaren Augen leuchteten Freundlichkeit und Herzensgüte.

Was mochte wohl in der Seele des Mannes vorgehen, während er mit zitternden Händen die Rechte seines Kindes umschlang? Alte Erinnerungen, freudige und traurige, fliegen auf und leuchteten in verklärtem Glanze. Er überdachte noch einmal sein Leben, das ihm Tage der Lust und ein Liebesjahr von Leid gebracht hatte. Er gedachte der Zeit seiner Liebe, wo er Joelbe, deren Ebenbild jetzt vor ihm lag und mit dem Tode rang, zuerst gesehen und kennen gelernt; wie er um sie geworben; wie er sie in der spätesten Stunde seines Lebens an die Brust zog und in ihren blauen Augen einen ganzen Himmel voll Seligkeit erschaute und dann den ersten heiligen Kuss auf ihre reinen Lippen drückte. Freilich geschmückt sah er sie an seiner Seite zum Altare schreiten, eine strahlende, glückselige Braut. Noch einmal erlebte er im Geiste all die Tage des Glückes, all die Stunden höchster Seligkeit, die Geburt seines Kindes, die reichsten Freuden, die er im Kreise seiner Familie genossen hatte.

Dann kamen traurige Zeiten, trübe Stunden, die böse, heimtückische Krankheit, die ihm sein Weib, sein Alles nahm. Wieder erlangte die dumpfen Trauerstunde der Sterbenden; er sah, wie der Tod in das Grab hinabgesenkt wurde; er erlebte noch einmal die entsetzliche Stunde seines Lebens, als er sein Kind, das todtbare Vermählung seines Weibes, an offenen Grabe unter heißen Thränen an die schmerzgetriebene Brust presste. Der alte Mann schloß sein müdes Haupt in beide Hände und brach in Schluchzen aus. So verrann Minute auf Minute. Man hörte nur das leise Ticken der Wanduhr. Da wurde noch einmal an der Hausthüre gerissen, gewaltfamer, heftiger als das erste Mal, so daß die Kranke erwachte und die Augen aufschlug. Sie sah liebevollen Blickes ihren Vater an und lächelte kaum hörbar: „Vater, geh! ein Kranter verlangt dich.“ Mittlerweile war Vertha wieder in's Zimmer getreten. „Herr Sanitätsrath, der Mann ist wieder da und will sich durchaus nicht abweisen lassen. Er kann, wie er sagt, in der ganzen Stadt keinen Arzt finden. Doctor Müller ist verreist; Doctor Schulz will nicht mitkommen, da der Mann nicht sofort bezahlen kann. Die Frau ist Mutter von

fünf Kindern und muß sterben, wenn nicht schleunige Hilfe kommt.“ „Vater, geh!“ hauchte Joelbe. Der Sanitätsrath küßte sein Kind, drückte noch einmal ihre Hand und verließ dann seinen Schrittes, ohne noch ein Wort zu sagen, das Zimmer. Vor der Hausthür übergab er dem Manne, der sich in Dankesworten erschöpfte, seine Instrumententafel, und dann schritten sie beide in die Nacht hinaus durch die menschenleeren, hallenden Straßen.

Als der Sanitätsrath nach einigen Stunden zurückkehrte, war Joelbe bereits verschieden. Um das Sterbelager standen die Hausbewohner, ergriffen von der gewaltigen Majestät des Todes, und weinten. Der alte Mann aber brach im Uebermaße des Schmerzes zusammen. Nach einigen Wochen entschlief auch er. In den Zeitungen wurden die Verdienste gepriesen, die der Verstorbenen sich um das Wohl der Menschheit erworben hatte. Selbstverständlich war die Thatenreihe an der Beerdigung eine feierliche. Voran zogen Vereine mit umflorten Banner und Fahnen, dann kam der Leichenwagen, von vier Pferden gezogen, mit kostbaren Kränzen, Schleifen und Palmwedeln geschmückt, dann die trauernden Verwandten mit nachdenklichen Gesichtern. Vieles mochte der eine oder andere berechnen, was ihm aus dem Nachlasse zufallen würde, wenn der Alte der Roth und dem Hunger der Armen gegenüber nicht gar so verschwendungssüchtig gewesen wäre. Dann folgte die übliche Menge der Leidtragenden, paarweise, schwarz gekleidet und stumm. Am offenen Grabe hielt der Pfarrer mit großem Pathos eine nach Form und Inhalt vollendete Rede, ein Gebet; die Fahnen wurden geschwenkt und hierauf der Sarg an den knarrenden Seilen in die dunkle Gruft hinabgesenkt. Verwandte und Bekannte warfen, gleichsam als letzten Gruß, drei Spaten voll Erde auf den Sarg und drückten sich gegenseitig die Hände mit unendlich traurigen Mienen und Gesichtern. Allmählich verließ sich die Menge. Nur der Todtengraber war noch mit dem Zwerfen des Grabes beschäftigt.

Da kam eine ärmlich, aber sauber gekleidete Frau geschritten. Auf den blaffen Wangen lagen noch die Spuren einer schweren, erst kürzlich überstandenen Krankheit. Sie trug einen Säugling auf dem Arme, während fünf Kinderchen, Knaben und Mädchen, nebenher gingen. Jedes Kind trug ein einfaches Sträußchen von Feldblumen, wie sie am Wege wachsen, in der Hand. Die Frau ging schüchtern und ängstlich auf das Grab zu und wies die Kleinen an, ihre Sträußchen niederzuliegen. Alle fünf, der Reihe nach, befolgten das Gebot der Mutter, die unterdessen mit gefalteten Händen bestand und stumm in die Gruft hinabsah. Erstauht beobachtete der Todtengraber das ihm sonderbar vorkommende Treiben. Als die Frau sich höher zum Grabe wandte, fragte er: „Sie haben den Sanitätsrath wohl auch gekannt?“ Wie Sonnenschein zuckte es über die blaffen Züge der Frau und, indem sie mit leuchtenden Augen die Schar ihrer Kinder überblickte, antwortete sie: „Der gute Doctor hat diesen Kindern die Mutter gestreut.“

Ueberriselt.

Der einzige Sohn des eben so wohlhabenden, als geizigen Köhlesbauers Streit's diente in Stuttgart bei den Ulanen. Es ging ihm recht schlecht, denn sein Alter schloß ihm nur selten einen spürlichen Zuschuß, und mit der Abnahme eines Einkommens ist ein künstlich, das nur Wenige können. Vergebens waren alle Bitt-, Brand- und Drohbriefe — ja sogar, als er, ganz vergeblich, bei welcher Waffengattung er stand, dem Alten schrieb — er mußte einen Cornister ersuchen, den er bei einem Lebensnachtsmarche verloren habe, rühre das den Köhlesbauern nicht. Der Alte war zwar selbst beim Militär gewesen und wußte, wie es war — aber die Ulanen haben in solchen Dingen ein schlechtes Gedächtnis, und der geizige Köhlesbauer erst recht.

Eines Tages auf der Stallwacht hatte Joseph, der Köhlesbauersohn, seinem Kameraden, dem Franz, der mit ihm in einer Schwadron diente, seine Noth gegen den Franz, der ein durchtriebener Durche war und in allen Sünden guten Rath mußte, hatte ihm, gegen entschuldigenden Honorar in Bier, verprochen, an den Alten einen Brief zu schreiben, der nicht ohne Wirkung bleiben werde. Wirklich, wenige Tage später erhielt Joseph Streit zu seinem großen Erstaunen von seinem Alten 100 Mark mittelst Postanweisung geschickt.

Wie war das zugegangen? Was hat der Franz dem Köhlesbauern geschrieben? In der Hauptsache lautete der Brief:

„Lieber Köhlesbauer! Guter Joseph hält sich recht brav — aber Ihr solltet ihn nicht so knapp halten. In ja eine Schand! Wist Ihr, was der Herr Wachtmeister gesagt hat? Der Vater vom Streit (das wäre also Ihr) hat er gesagt, muß doch ein miserables, blutige armes Kuhbäuerlein sein, daß er seinem Sohn so arg wenig schickt — u. s. f. w.“

„Blutarmes Kuhbäuerlein!“ Das konnte sich der reiche Köhlesbauer nicht gefallen lassen. „Die sollet sehn, daß der Köhlesbauer kann, wenn er will — die Hungerleider!“ rief er einmal über das andere Mal, und ein eigener Bote mußte noch in derselben Stunde 100 Mark bei der nächsten Postanstalt einmahlen.

Tags darauf erzählt er's dem Dehobauer, der auch einen Sohn in Stuttgart bei den Ulanen hat. Der Dehobauer sagt kein Wort und zieht einen ganz ähnlich lautenden Brief aus der Tasche, und während sich die zwei, ihre

Briefe in der Hand, gegenseitig verbucht anschauen, jagt der alte Sonnenwirth in seinem Einspänner vorbei.

„Wohin, Sonnenwirth?“ — „Nein! nach Urach — will mein Johannesle e' Geld schide. Der Saubere sollet sehn, daß der Sonnenwirth bei' Lump ist!“

Und des Sonnenwirths Johann und sonst noch Viele, Ulanen, Rüstler und Reiter in Stuttgart, Ulm und Ludwigsburg erhielten in jenen Tagen ungenüßliche Aufträge, denn der Joseph Streit hatte, in seiner Freude über die Wunderwirkung des Briefes, den Franz an seinen Vater geschrieben, die Geschichte dem Singele erzählt und der dem Viele und der Viele dem Wäusle, und so war es fortgegangen von Schwadron zu Schwadron, und der Franz konnte nicht Briefe genug schreiben, und Alle haben ihre Wirkung, denn wenn ein Bauer auch noch so geizig ist — Lumpen läßt sich Reiner!

Schluß.

Mama: „Hans, ich wünsche mir zu meinem Geburtstag von Dir weiter nichts, als daß Du recht fleißig und gehoriam bist!“

Hans: „O, Mama, da lauf' ich Dir lieber 'was!“

Eine gefällige Krankheit.

Ein Mann zu seiner leidenden Frau mollen den Gattin: „Das muß Du mir aber doch zugeben, das Niets, daß Du stets fleißig und gesund bist, wenn es gilt, ein Vergnügen mitzumachen, verlange ich aber irgend eine Leistung oder Lache ich Dir eine Vorstellung zu machen, so bist Du regelmäßig schwer krank!“

Frau: „Ach, auch das müßigst Du mir, Du herzlicher Mann! Und es ist doch das Einzige, was mein schweres Leiden erträglich macht, daß es stets zur rechten Zeit kommt!“

Fatal.

Ein Kurpfuscher soll wegen unerlaubter Ausübung der ärztlichen Praxis bestraft werden, hat aber zum Beweise für seine Tüchtigkeit die Ladung einer großen Reihe von ihm geheilten Personen beantragt. — Von dem „Enthüllungsjugen“ konstatirt indessen der Präsident zu Beginn der Sitzung: „konnte keiner beigetragen werden, da alle Ladungen mit dem Vermerk: „Gestorben!“ zurückgekommen!“

Empfehlend.

Hausfrau (zu dem stellaschenden Dienstmädchen): „Was ist denn in diesem großen Wäusel? Sie haben da wohl gleich Ihre Sachen mitgebracht?“ Dienstmädchen: „Das sind meine Jugensaffe!“

Bei einer Premiere.

„Warum stuh denn heute 3 wei im Souffleurkasten?“

„Jedenfalls als Vorricht! Der Eine muß den Souffleur zeitweise theilen, damit er nicht einschläft!“

Altes Herkommen.

Der neu eingetretene Volontär bemerkt mit peinlichem Erlaunen, daß ihn die älteste Prinzipalstochter auffällig honorirt. Er fragt deshalb sein Leid dem ersten Buchhalter: — „Ja, mein Vater, meint dieser, „das geht nicht anders! Wie ich der Jüngste im Comptoir war, bin ich auch von ihr geliebt worden!“

„Aber bedenken Sie doch,“ meint der Volontär schüchtern, „das war vor fünf undzwanzig Jahren!“

Sehr begreiflich.

„Ein Beefsteak... dessen erinnere ich mich aber gar nicht mehr!“

Kellner (heimlich): „Glaub's gern! So groß sind unsere Beefsteaks auch nicht, doch man sich ihrer gleich erinnert!“

Der vergessene Schatz.

„Du, Pili, war heut' nicht ein Soldat bei Dir?“

„O Gott, auf den hab' ich jetzt ganz vergessen!... Die Madam! kom gerade zu Hause, als er bei mir war! Der Kernte steht noch im Speiseschranke!“

Annoce.

Abolf, lebe zu Deiner Elste zurück — das Klavier ist verkauft!

Deutlich.

Schwäger: „Störe ich nicht?“ Professor (stark beschäftigt): „O bitte, thun Sie ganz, als ob ich nicht zu Hause wäre!“

Schlechter Trost.

Der kleine Karl (der heulend zur Tante kommt): „Tante, der Papa hat mich eben für ein barbarisches Kind erklärt!“

Tante: „Sei ruhig, liebes Kind, Papa meint's nicht so!“

Vorsichtig.

Commis: „Photographiren Sie mich — aber bitte, recht unähnlich!“

Photograph: „Sonderbares Verlangen!... Aus welchem Grunde?“

Commis: „Im Vertrauen: Das Bild gehört für die Tochter meines Prinzipals. Wenn der es bei ihr findet und mich ertrennt, dann schmeißt er mich sofort hinaus!“

Unangenehm.

A: „Hil Deine Braut wirklich so sehr schwermüthig?“ B: „Leider. Wie ich ihr meine Liebe erklärte, hab' ich so schreien müssen, daß mir gleich die ganze Nachbarschaft gratulirt hat!“